

Hermann Suter

Autor(en): Hans Baur
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1927

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/613900c5-8096-4d81-a821-495e81acab29>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Hermann Suter.

Von Hans Saur.

Freitag, den 25. Juni 1926 war das Basler Münster Zeuge einer gewaltigen Kundgebung des Dankes, den unser Volk einem seiner Besten abstattete. Hermann Suter, der allverehrte Leiter des Basler und des Schweizer Musiklebens, völlig unerwartet einer Nierenentzündung zum Opfer gefallen, wurde bestattet. In allen Gängen, auf allen Galerien standen die Menschen, den Reden und den Musikvorträgen ergriffen zu lauschen, die zu Ehren des Verstorbenen gehalten wurden. Auch hier wird ein Lebensbild des Mannes gegeben; denn er hat dem künstlerischen Leben der Stadt seinen Stempel aufgedrückt und ihren Namen weithin mit Ruhm bedeckt.

Die Stätte seiner Geburt ist durch Gottfried Keller dichterisch verklärt. Unterhalb Kaiserstuhl, wo Hermann Suter am 28. April 1870 als Sohn des dortigen Lehrers geboren wurde, standen zu seiner Zeit noch die Ruine von Weißwasserstelz und ihr gegenüber Schwarzwasserstelz als imposantes Schloß im Rhein, wo der in Kaiserstuhl Hof haltende Bischof Heinrich sein Kind Fides im Rittersaal vor erlauchten Gästen mit dem Minnesänger Hadlaub verlobte. Hermann Suter erinnerte sich noch des Sonntagmorgens, da ihn sein Vater durch die Säle und Gemächer mit den alten Öfen und Nischen führte, die seitdem einem Spekulant zum Opfer gefallen sind und mitsamt Schwarzwasserstelz dem Erdboden gleich gemacht wurden. Auch hat Hermann Suter an

seinem 50. Geburtstag mit seiner Gattin und mit den Schwestern das lauschige Plätzlein am Ufer aufgesucht, wo die Ringmauer Kaiserstuhls den Fuß in den Rhein taucht, und wo er als Knabe spielte, während seine Mutter am Ufer sich zu schaffen machte, und seine Erinnerung hatte sich nicht getäuscht. Mit dem alten Glanz lag die Sonne auf den gleitenden Fluten. In der Straße des Städtchens, die zum Rhein führt, stand noch das alte Eckhaus, in dem P. Ambrosius Widmer als Kapellmeister und P. Basilius Meienfisch, zwei der aus dem Insellkloster Reichenau vertriebenen Konventualen, ihre alten Tage verbrachten, und wir sehen das fünfjährige Bübchen als häufigen Gast bei den würdigen Greisen, dem Geigenspiel lauschend und die Gefänge der Brüder, deren Wurzel auf altirische Kirchenmusik zurückgeht, in sich trinkend, während der alte Chorleiter über die flink auf den Tasten dahinhuschenden Fingerchen seines kleinen Gastes baß sich wunderte, sein Händchen ergriff und ihm aus den Linien eine große Zukunft weissagte.

Vater Hermann Suter war ein musikhungriger Lehrer. Auch die Mutter war musikalisch und hatte eine schöne Sopranstimme, die vor allem bei Requiemfeiern zum Trost der Trauernden von der Empore erklang, und mit der sie den Kindern — es kamen nach dem Knaben noch zwei Mädchen in die Wiege — die ersten Lieder sang. Als der Vater 1875 nach Laufenburg berufen wurde, hatte er bereits den Namen eines beliebten Chordirigenten und Organisten. Schon als Familienvater einer Änderung des Berufs mit Sorgen gegenüberstehend, trug er sich doch jahrelang mit dem Gedanken, zur Musik überzugehen, bildete sich durch theoretisches Selbststudium weiter und war im Begriff, die Aufnahmeprüfung an die Musikschule Zürich zu machen und seine Schule einem Vikar zu überlassen, als ihn eine, zum Teil aus Überanstrengung entstandene schwere Typhuskrankheit überfiel, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Als er langsam genes, war es sein Trost, seinen elfjährigen Knaben täglich über-

raschendere Zeichen einer großen musikalischen Begabung geben zu sehen. Er hatte ihm schon früh Stunden im Klavier- und Geigenpiel gegeben, hatte ihn in der Vesper mit seiner hellen Stimme singen lassen und sich gefreut, wie der Knabe mit seinen kurzen Beinen Pedalversuche auf der Orgel machte. Nun brachte dieser ihm kleine Triostücke, hübsch auf den Systemen geschrieben, zum Geburtstag dar. Es zeigte sich, daß er in aller Stille Klavierstücke und Chöre zustande gebracht, und der Mann, der eine leidenschaftliche Hoffnung eben mit Schmerzen begraben, sah sie in seinem Sohne auf einmal schöner und neu erstehen.

Er nahm sein Herz in beide Hände und schickte die kleinen Kompositionen dem hochverehrten Zürcher Musikdiregenten Gustav Weber, dem Sohne des Sängervaters Rudolf Weber, zur Prüfung ein, und ungesäumt kam die Einladung, den vielversprechenden Knaben ihm vorzustellen. Als er sah, daß dieser schon in den alten Schlüsseln Bescheid wußte und ein ausgesprochenes Talent besaß, riet er, ihn an das Basler Gymnasium zu schicken, da ein rechter Musiker in erster Linie eine tüchtige allgemeine Bildung besitzen müsse, und bot sich an, ihn brieflich in der Harmonielehre zu unterrichten.

Hermann hat diesen Besuch während der Landesausstellung in Zürich 1883 zeit lebens als eine beglückende Wendung empfunden und seinem Entdecker und Förderer ein rührendes Andenken bewahrt, als dieser prächtige Musiker bald darauf einem tödlichen Nierenleiden zum Opfer fiel. Er hat dessen Werke, wo er konnte, neu erstehen lassen und sein eigenes Kunstideal zum großen Teil auf ihn zurückgeführt.

Sein liebes Laufenburg mußte Hermann freilich, mit dem Vaterhaus droben bei der Kirche, dem mächtigen Laufen und der malerischen Brücke, auf der er so oft träumend gestanden, dahinten lassen und mit der Stadt vertauschen, deren alte Gassen er mit dem schüchternen Sinn des Bezirksschülers vom Lande betrat. Er wohnte draußen in Allschwil bei einer Schwester seiner Mutter, die an ihm in schönster Weise Eltern-

stelle vertrat, und besuchte von da das Obere Gymnasium, dessen Aufnahmsprüfung er, in Laufenburg durch Lateinstunden wohl vorbereitet, mit Auszeichnung bestanden hatte. Es fiel ihm nicht leicht, rheinabwärts zu ziehen. Er war mit seinen Geschwistern auf das innigste verwachsen. Seine jüngeren Schwesterlein, mit denen er einst auf dem Estrich des alten Hauses heimlich das Hochamt gefeiert, denen er als „Pfarrer“ ernste Predigten gehalten, sahen zu ihm auf wie zu einem Orakel, bewunderten seine peinliche Gewissenhaftigkeit und schwelgten mit ihm in Zukunftsträumen. Jetzt sahen sie ihn nur noch in den Ferien, jedesmal erfreulich gewachsen und von immer erstaunlicheren Idealen erfüllt. Seines Vaters Sorgen um sein Amt konnte er nur noch von ferne miterleben, da er als Christkatholik, infolge der zurückflutenden römisch-katholischen Bewegung, sich entschließen mußte, die Organistenstelle an seiner geliebten Kirche aufzugeben, und sich damit in immer größeren Gegensatz zu der neuen Mehrheit der Gemeinde versetzt sah. Hermann hat hier endgültig seine tief innerliche Abneigung gegen alles starre Kirchentum gefaßt und sich frühzeitig zu einem religiösen Leben hingezogen gefühlt, das, wie er es später bei Beethoven verwirklicht sah, über den Konfessionen stand, keine verachtend, aber keiner verpflichtet, aus jeder das ewige Gut in anderer Weise gewinnend und in jeder das meidend, was ihm falsch erschien. Dabei ist er innerlich demütig geblieben und hat in der Sprache, die ihm sein Gott geschenkt, ihn geehrt und einen Lieblingswunsch seiner Mutter, er möchte Pfarrer werden, auf andere Weise herrlich erfüllt.

Seine Lehrjahre in Basel waren von dem Schwur getragen, zu zeigen, daß die Opfer seines Vaters einem Würdigen erwiesen seien, und Klassengenossen wie Lehrer sind einig in der Bewunderung seines zähen Fleißes. Den weiten Schulweg rannte er, weil er sich beim Musizieren zu Hause meist verspätete, in solcher Eile beständig lernend dahin, daß der Arzt für die Lunge des rasch Wachsenden fürchtete. Die

Professoren sahen ihn bald in den Pflichtenkreis hineinwachsen, und der Lateinlehrer pflegte sich zu äußern, wenn alle versagten: „Der Suter weiß es!“ Mit einem, Dr. Probst, der ihn besonders wohl leiden mochte, hat er später jahrelang auf musikalischem Gebiet zusammengearbeitet und gern Erinnerungen an die Schulzeit ausgetauscht. Den verstorbenen Dr. Deri hat er um seiner Originalität willen geschätzt. Den erkrankten Professor Plüß, den er hochschätzte, besuchte er ab und zu während seiner Krankheit. Als die Maturität herankam, war er der anerkannte Primus und hielt als letzter die später abgeschaffte lateinische Rede bei der Promotion, über die „Alpen“ von Albrecht Haller. Zum ersten Male erlebte sein Vater einen Sieg seines Hermann. Wie mancher ist ihm später gefolgt!

Ein Heim über Mittag hatte er während seiner Schulzeit am Steinenberg bei Familie Boller-Bodmer. Sein Klassengenosse Martig, jetzt Stadtpfarrer in Chur, veranlaßte Suter, der Gymnasialverbindung „Concordia“ beizutreten. Bezeichnenderweise nannte man ihn da „Solo“. Auf einer im Freundeskreis geschriebenen Karte an einen abwesenden Kommilitonen ist zu lesen:

Unter lauter Theologen,
Die mir Sünder sehr gewogen,
Sitz ich hier im Merian.
Prosit, lieber Freund Laban!

Derjenige aber, mit dem ihn zeitlebens eine tief innerliche Freundschaft verband, saß in der Klasse A des Ober-Gymnasiums, Emil Schmid, der jetzige protestantische Pfarrer von Balsthal-Gäu, ein Sohn des verstorbenen Gründers der Frauenarbeitschule in Basel, Schmid-Linder. Zu diesem, der der einzige in beiden Klassen war, bei dem er Leidenschaft und Liebe zur Musik und Verständnis für das Echte und Große in ihr fand, fühlte er sich besonders hingezogen. In dessen väterlichen Hause, an der Holbeinstrasse 62, verkehrte Suter sehr viel. Er fand bei dem gemütvollen Vater seines

Freundes, den er hoch verehrte, ein sonderlich trautes Heim und die Stätte, wo er musikalisch schwärmend fröhlich sein konnte und allzeit eine kleine, aber dankbare Zuhörerschaft um sich hatte.

Das Vorspielen war sonst keineswegs seine Liebhaberei. Als ihn einmal sein Vater in einer Lehrerversammlung zum Spielen zwang, legte er im Zorne los: „3' Lauterbach hani mein Strumpf verloren!“ und spielte erst nachher auf energisches Drängen hin einen Walzer von Chopin. Als Klavierspieler trat er bei jenem Besuch bei Weber zuerst in meinen Gesichtskreis, und ich fühle jetzt noch den heiligen Schreck über solche Kunst bei einem Altersgenossen, als er unser Klavier probierte, so daß ich für lange Zeit selber alle Lust zum Spiel verlor. Eine Eigenschaft, die eine der hervorragendsten an ihm war und blieb, sein himmelftürmendes Temperament, war mein erster Eindruck.

Sobald er nach Basel kam, nahm er Stunden in Klavier und Orgel. Da Gustav Weber ihn an Hans Huber empfohlen hatte, wurde er dessen Schüler in Klavier und Komposition und durch sein lebensprühendes Wesen mächtig gefördert. Er nannte ihn immer einen anregenden, begeisternden Lehrer, der nicht im Technischen, so hoch er es stellte, stecken blieb. Alfred Glaus nahm seine etwas wildgewachsene Orgelkunst in strenge und gesunde Zucht, übernahm auch nach Weber seine theoretische Weiterbildung und ward ihm je länger je mehr der väterliche Freund, der ihm von allen Musikern menschlich am nächsten stand. Sein Tod ist ihm sehr nahe gegangen. Er war wie Suter eine echt schweizerisch autochthone Natur mit etwas herbem Einschlag, unerbittlich in seinen künstlerischen Grundsätzen, aber gerade deshalb wie geschaffen zum Führer für eine ernste junge Seele, die nach dem höchsten Ziele strebte.

Als Student verbrachte Suter zwei Semester in Basel. Musikwissenschaftliche Vorlesungen hörte er bei Selmar Bagge. Den größten Einfluß als akademischer Lehrer hatte

auf ihn Jakob Burckhardt, diese unvergleichliche Gestalt eines Gelehrten, der seinen Blick zuerst auf die italienische Kultur lenkte. Wenn er am Ende seines Wirkens sein Tiefstes in der schöpferischen Neugeburt der Laudi des Franziskus leistete, eines jener genialen Menschen mit dem Zeichen des Genius auf der Stirn, und seiner Liebesgesinnung den Mantel seiner schönheitsgesättigten Kunst umwerfen konnte, so geht das letztlich auf den schlichten Lehrer zurück, der auch ihm zeitlebens ein Cicerone blieb. Dieser geistige Hintergrund war für Hermann Suter die Voraussetzung für alles Schaffen. Alles noch so treu erworbene Technische — und er verlangte für jeden Künstler, daß er zuerst „sein Handwerk verstehe“ — war und blieb unfruchtbar, wenn es nicht den mütterlichen Grund einer denkend erfassten, auf geschichtlichem Weg erlangenen tiefen Weltanschauung hinter sich hatte. Das war für ihn und ist für jeden ernstesten Künstler die Frucht des Universitätsstudiums, geleitet von einem Geist, der für ein ganzes Zeitalter Zeugungskraft genug besaß.

Wenn der junge Musiker nach dem Basler Abschluß in stand gesetzt wurde, in der Welt der großen Musikzentren seinen Horizont zu erweitern, so ist heute noch denen zu danken, die ihm dazu die äußeren Möglichkeiten gaben. Vor allem hat ihm der längst heimgegangene Mäzen Eduard Zellweger-Preiswerk die Mittel vorgestreckt, die es ihm gestatteten, drei Jahre in Deutschland zu studieren, Mittel, die ihm der Dankbare freilich, sobald es möglich war, wieder zurückerstattete. Die Stipendienfrage hat ihm denn auch später beständig als eine überaus wichtige Aufgabe vorgeschwebt, da er fand, es gehe nicht an, die Ertüchtigung der Talente der Privatinitiative zu überlassen.

Die zwei Stuttgarter Jahre haben dann seinen theoretischen Studiengang zum Abschluß gebracht. In der schönen Stadt fühlte sich Suter sehr wohl. Professor Faist wußte kaum davon, wie sehr sich der schönheitsdurstige Schüler für die Trockenheit der mathematischen Seite der Musik im

sprudelnden Jungbrunn der Erfindung entschädigte. Ein bunter Liederstrauß ist hier entstanden. Im Verein für klassische Kirchenmusik, den Faust leitete und in dem er auf pünktlichen Probenbesuch sah, lernte Suter den Dratoriengefang als Sänger von der Pike auf kennen. In Stuttgart machte er die erste Bekanntschaft mit Werken Richard Wagners. Sie wirkten mit unmittelbarer Wucht auf ihn, und er stellte sich im entfesselten Kampf unbedingt auf die Seite des „Verfolgten“, haßte Hanslick nicht minder, als Hugo Wolf es tat, und fuhr noch Ende der neunziger Jahre zweimal nach Bayreuth, nachdem die Hochflut der Begeisterung schon merklich abgeflaut war. Das Kampfgeschrei wider Brahms hat er freilich nie mitgemacht. In den Häusern von Baurat Clesz und Blattmacher fand Hermann Familienanschluß, für den er, der dem Wirtshausleben nie viel Geschmack abgewann, herzlich dankbar war. Besonders gefördert im Klavierspiel hat ihn hier Dionys Pruckner, ein Schüler Liszts.

Sein letztes Studienjahr galt Leipzig, wo damals Mendelssohn und Schumann im Mittelpunkt der Musik standen und das Gewandhaus wie eine Akropolis auf die Niederung der Epigonen herabschaute. Reinecke, dessen Klavierunterricht Suter schätzte, war ihm zu sehr der Verwalter der „abgeschlossenen Kunst“, als daß er sich ihm ergeben konnte. In Weimar tat Richard Strauß seine ersten Adlerflüge, und die junge Welt jauchzte ihm zu. Franz Liszt und Hector Berlioz waren ihr durch das Verbot der Hochmögenden verschlossene Gärten und reizten sie erst recht. Und wenn sie gar es wagte, ihre eigene Erfindung in der Richtung dieser Ausgeschlossenen zu entsenden, dann war sie sicher, daß ihre Partituren nicht aufgeführt wurden. Um so dankbarer war Suter dem Hofkapellmeister Hans Sitt, daß er seine symphonische Dichtung für großes Orchester „Tell“ durch das Konservatoriumsorchester ausführen ließ. Indessen war er ein fleißiger Hörer der Gewandhaus-Konzerte, der Oper und der Thomaner. Diese letzteren ließen an der Stätte,

wo einst Mozart über Bachs Stimmen geraten war und sie ohne Partitur durchflog, den Großmeister religiöser Kunst an allen vergänglichen Epochen der Musik als den rocher de bronze und Maßstab, der über Wert und Unwert endgültig entscheidet, sich erzeigen. Hier sind die starken Wurzeln jener Weihestunden, die Hermann Suter seinen Baslern in den großen Passionen jahrzehntelang geschenkt. Die Kämpfe für einen reinen, nicht verkirchlichten Bachstil, lückenlose Auf führungen der unvergänglichen Werke, hier haben sie ihren Ursprung. Dabei weiß jeder, der Suter kennt, daß dies niemals im Sinn der Nachahmung gesagt ist, sondern daß er sich dadurch stets zur Neuschöpfung begeistern ließ. In Leipzig legte er den Grund zu der schönen Sammlung der mit großen Opfern erworbenen Partituren. Die von Strauß waren immer vor dem Erscheinen vorausbestellt. Die Oper wurde nach Kräften besucht, wenn möglich kein Konzert versäumt und mit manchen Entbehrungen bezahlt. Da rief ihn der Vater heim; er hielt die Ausbildung für reichlich genügend. Aber da wäre noch so mancher reiche Brunnen auszuschöpfen gewesen, von dem der Sohn kaum genippt. Sein Ziel war höher gespannt.

Doch trieb ihn der Gehorsam nach Hause. Um Strauß in Weimar zu sehen, verzehrte er dort sein Heimreisegeld, bis der Erwartete endlich zu sprechen war. Das Lob für seine symphonische Dichtung „Tell“ und die mit einer freundlichen Widmung versehene geschenkte „Don Juan“-Partitur ließ ihn alle Sorge vergessen, und mit entlehntem Geld, aber freudigen Herzens fuhr er rheinaufwärts heim.

Ein hagerer, zäher junger Mann, das Herz geteilt zwischen den verlassenem großen Kunststätten und der lieben Heimat, die ihn mit ihren Bergen und Menschen grüßte, so langte er in Laufenburg wieder an. Diesmal reichte es zu keiner Erholungszeit wie vor der Stuttgarter Reise, als er in der Nähe Hans Hubers, in Weggis, weilte und mit dem jungen Pianisten Otto Hegner Freundschaft schloß.

Jetzt galt es zu verdienen. Durch die Witwe seines Lehrers Gustav Weber erhielt er einen Ruf nach Uster, wo ein kleiner Dratorienverein unter seiner zielbewußten Hand bald zu schöner Blüte gedieh. Dann folgte einer nach Schaffhausen, wo er den Männerchor in der Folge mit Frauenstimmen zu großzügiger Aufführung von „Messias“, „Schöpfung“, „Paradies und Peri“, Brahms' Requiem und anderen Erfolgen führte. Das nächste Jahr sah ihn als Organisten und Kirchenchorleiter an der neuerrichteten schönen Kirche in Enge-Zürich. 1897 wurde er Attenhofers Nachfolger beim Stadtsängerverein in Winterthur. Als der bekannte Pianist Robert Freund eine Reise nach Amerika antrat, übernahm Suter seine Klavierstunden an der Zürcher Musikschule, und nie fehlte er, wenn es seine Zeit erlaubte, in den Proben des Tonhalleorchesters. Es ist erstaunlich, daß er all dies ohne gesundheitliche und seelische Schädigung bewältigte, und die Ehre alle merkten kaum, daß er neben ihrer Arbeit noch so viel anderes Berg an der Kunkel hatte.

Mir ist vor allem seine Tätigkeit in Uster bekannt, wo er sich auch als prächtiger Gesellschafter unvergeßlich machte. Zu den Aufführungen der Bach-Kantaten, von „Paradies und Peri“, vor allem des „Messias“, zog er ein kleines gewähltes Orchester bei, in dem seine Freunde, die Brüder Hans und Willy Treichler, mitspielten, während Armin Knecht, der Organist von St. Peter in Zürich, an der Orgel saß, Fräulein Süßtrunk die Sopran-, Fritz Furrer die Baritonrolle und ab und zu auch Philipp Strübin aus Basel die Tenorpartien sang. Das Mozart-Trio für Bratsche und Klarinette, Haydns Gesangsquartette schmückten die geselligen Abende, und oft erklangen dort Gustav Webers schön gesetzte Lieder. Am kantonalen Schützenfest führte er mit der Konstanzer Regimentsmusik sein großangelegtes, erstes Festspiel auf. Es war eine Zeit voller Glück und Sonne.

In jener Zeit gründete er auch sein eigenes Heim und hatte von Stund an sein Refugium in der Erscheinungen Flucht.

Seine glückliche Ehe mit seiner Base Hedwig Büchi, die er im März 1899 heimführte, wurde zu seiner großen Freude mit einem Knaben beschenkt, welch frohe Kunde er unmittelbar nach der Aufführung jenes Festspiels in Auster erhielt. Aber das herbe Leid, es schon nach wenigen Wochen wieder verlieren zu müssen, ward ihm nicht erspart. Wer die Freude miterlebt hat, die Hermann Suter an Kindern haben konnte — seine Freunde und ihre Kinder haben es reichlich erfahren —, der kann seinen Schmerz ermessen, den er wie alles, was sein Innenleben anging, für sich im stillen überwand. Gut, daß ihm schon damals eine verständnisvolle Gattin ein wohnlich trautes Heim bereitete. Wer ihn in seinem, mit einem auf reichen Baumwuchs sich öffnenden Balkon geschmückten *Buon retiro* an der Freigutstraße in der „Enge“ besuchte, wußte plötzlich, woher er die Kraft nahm, diese Riesenarbeit zu bewältigen und dabei immer noch zur Komposition Zeit zu finden.

Friedrich Hegar war es, der ihn endlich aus dieser Vielgeschäftigkeit erlöste. Er ließ ihn im Winter 1896 im Zürcher Abonnementskonzert seine „Legende für Orchester“ dirigieren und übertrug ihm die Begleitung der Solisten. Im März 1900 forderte er ihn in der Hauptprobe unvermuteterweise auf, den „Don Quixote“ von Richard Strauß zu leiten, und Suter erwarb sich dadurch das denkbar beste Reisezeugnis als Orchesterdirigent, das ihm ein Jahr später die Ehre eintrug, die Nachfolge Hegars in der Leitung des „Gemischten Chores“ antreten zu dürfen, eine Tätigkeit, die ihm hohe künstlerische Befriedigung gewährte. Die ganze Stadt sprach damals von dieser glänzenden, unvorbereiteten Bemeisterung des technisch überaus schweren, rhythmisch halbsbrecherischen Werkes von Strauß. Das nächste Jahr, 1901, dirigierte er zur Probe „Judas Makkabäus“ mit durchschlagendem Erfolg. Nachdem Hegar die wesentlich auch von Suter vorbereitete H-moll-Messe noch geleitet hatte, wurde dieser der Führer des Gemischten Chors und konnte sich endlich anderweitig

entlasten! Die Chöre, die er aufgab, verzeichnen in ihren Annalen eine Glanzzeit, die Suterperiode.

Doch sollte auch Zürich ihn nicht lange behalten. Er führte Verdis Requiem, Mendelssohns „Elias“, „Charons Rachen“ von Andraea, „Feuerreiter“ und „Elfenlied“ von Hugo Wolf und die „Wallfahrt nach Revalar“ von Humperdinck auf; da hörte er am Aarauer Tonkünstlerfest durch Huber, am 28. Juni, an dessen Geburtstag, daß Basel nach ihm ausschauete. Eben hatten die Tonkünstler den 50jährigen Führer der schweizerischen Musiker zu seiner Überraschung mit Suters Kanon begrüßt, dessen Text seine Gattin verfaßt:

„Ein halb Jahrhundert mag sich müß'n,
Er ist und bleibt Hans Immergrün!“

als ihm sein alter Lehrer das Geheimnis solcher Absicht verriet. Es war keine leichte Entscheidung. Aber die Gesandten der Basler „drei Ehrengesellschaften“, wie er sie gern nannte, der Allgemeinen Musikgesellschaft, des Gesangsvereins und der Liedertafel, boten ihm das, wonach er seit Jahren sehnsüchtig ausgeschaut, den großen Apparat, Orchester und alle Chorgattungen, und so mußten die Zürcher, die ihn schon als den Ihren angesehen, verzichten. Im Herbst 1902 zog er in die RheinStadt. Hans Huber hatte nach Alfred Volklands Scheiden den Basler Gesangsverein zwei Jahre lang dirigiert. Mit Verdis Requiem setzte Suter ein. Nach dem ersten Winter hatte er Chöre und Orchester schon so fest in der Hand, daß er das Höchste wagen konnte: die Durchführung des Allgemeinen Deutschen Musikvereinsfestes, die ihn mit einem Schlag in die Reihe der ersten Dirigenten stellte. Ein Glanzpunkt des Festes war der schlackenlose Vortrag der sechzehnstimmigen „Hymne“ von Richard Strauß im Münster. Hans Huber hatte es vorher als ein Ding der Unmöglichkeit erklärt; Strauß selber die Hoffnung auf eine Wiedergabe des Werkes a capella aufgegeben und bereits eine stützende Bläserbegleitung in Aussicht genommen. Unter

Suter wurde sie zum großen Ereignis, und das ehrwürdige Münster hinderte nicht an lautem Beifall. Und Suter — wagte eine sofortige Wiederholung, die womöglich noch besser gelang! In einem späteren Konzert folgte das andere sechzehnstimmige A-capella-Werk Strauß', „Der Abend“. Die gewissenhafte und ausgezeichnete Vorbereitung der sämtlichen Programmnummern jener Konzerte fand große und ungeteilte Bewunderung im In- und Auslande.

Sein Ringen um Berücksichtigung der Jungen hat das musikalische Basel jahrelang in Atem gehalten, bis man ein sah, daß kein Einseitiger die Programme zusammenstellte, sondern ein Gerechter und Überlegener, und auch die Widerstrebenden sich vertrauensvoll seiner Führung überließen. Das verstorbene Ehepaar Hermann und Rosy La Roche-Burckhardt empfing die Gäste des Allgemeinen Deutschen Musikvereinsfestes in seinem weitgedehnten Garten zur frohen Feier nach ernster Arbeit, und die mit hochmusikalischem Sinn Suters Streben erfassende Gattin setzte späterhin zum Ankauf moderner Werke 10000 Franken aus, ihn so gleichsam symbolisch in den Schutz der Gesellschaft altbaslerischer Geschlechter nehmend, ein für unsere Stadt sehr wesentlicher Vorgang. Als er eine Orgel im Musiksaal für unerlässlich erklärte — mochten auch die Freunde des „kleinen Wiesentals“ den verlorenen guten und billigen Plätzen noch so nachtrauern! —, da setzte die gleiche Familie eine magnetisch wirkende Summe an die Spitze der Sammlung, die der neue Kapellmeister übrigens zum Teil persönlich durchführte. So stand man dem rastlosen Arbeiter bei, und er vergaß darob manche Hemmung durch Verständnislose, die man ja heute ruhig übergehen kann. Die Jahresprogramme der drei Gesellschaften sind eine Geschichte für sich. Er hat am Jubiläum der Allgemeinen Musikgesellschaft nachträglich selbst den erklärenden Kommentar dazu geschrieben, den man heute nur mit Wehmut und unauslöschlichem Dank lesen kann.

1913 reiste er mit dem Basler Orchester nach Berlin

und bestand im Kranz der großen deutschen Kapellen mit hohen Ehren. 1918 dirigierte er in Leipzig am Tonkünstlerfest für Schweizer Musik mit größtem Erfolg seine Sinfonie und hörte eine prachtvolle Wiedergabe seines Cis-moll-Quartetts durch das Gewandhausquartett. Als Redner der Schweiz wies er die vom Krieg heimgesuchte Stadt auf Bachs Not und Auferstehung hin. Er sprach selten, dann aber treffend. Auch in Amsterdam 1920, in Bochum 1921 leitete er seine Sinfonie und in Wien 1922 sein Adolf Busch gewidmetes reizvolles Violinkonzert. Mit der Liedertafel war er 1905 in Berlin, wo er seinen Freund Melchior Böniger, der ihn sonst auf Bergen (Petersgrat, Montblancgebiet) führte, auch als trefflichen Organisator kennen lernte, 1911 in Rom, noch 1925 zum Abschluß seiner Direktion in Wien. Anermüdlich studierte er die entstehende Literatur, womöglich durch Besuch der Uraufführungen. So seines Freundes Aloise „Issebill“ in Stuttgart, kurz bevor er seinen herrlichen „Sonnegeist“ selber aus der Taufe hob. So noch 1925 Honeggers „Roi David“ in Straßburg. Seine letzten Reisen galten seinen „Laudi“, zuerst in Wien unter Furtwängler, dann in Leipzig unter Straube, dann im Trocadéro in Paris, nachdem sie in Zürich unter Andraea, in Bern unter Fritz Brun und an vielen Orten im Ausland die Herzen im Sturm erobert hatten.

Mit den besten Meistern war er befreundet. Strauß hat ihn mehrfach besucht, Max Reger war sein Gast und konzertierte mit Vorliebe mit ihm. Siegmund von Hausegger schätzte ihn sehr hoch. Nicht leicht eine Stadt ist so früh mit den Meisterwerken dieser Führer bekannt gemacht worden. An der Leimenstraße, dann an der Heinrichsgasse, von 1916 an auf dem Margarethenhügel haben je und je Geister sich begrüßt, die der großen Menge weit voraus sind, und manches ist dort beraten und geplant worden, das später Tausende beglückt hat.

Seine Solisten waren ihm vertraute Mitarbeiter, einer, Johannes Messchaert, sein Lehrer, bei welchem er im Kriegs-

sommer 1916 nochmals Sologefang studierte (seine Chöre haben von da an merkbar an Musikkultur und Klangschönheit gewonnen). Suter konnte nie genug betonen, daß alle gute Musik vom Gesang ausgehe! Wie bewunderte er Frau Noordewier, wie glücklich war er, mit Frau Durigo musizieren zu können! Und welch hohe Schätzung er Maria Philippi entgegenbrachte, beweist nichts besser als die Urie der „Mutter Erde“ in seinen „Laudi“, die er eigens für sie geschrieben hat. Den „Christus“ Messchaerts, den „Evangelisten“ Karl Erbs nannte er vorbildlich. Sonst war er sehr schwer zu befriedigen, eben weil er selbst die äußern und innern Fragen der Vokalkunst tieft erwogen und bezwungen hatte.

Das, was bei ihm alles trug, war sein Charakter. Herb und oft rücksichtslos gegen sich und andere, wenn es die Pflicht galt, war er vor allem unbestechlich wahrhaftig, auch der geringsten Verstellung nicht fähig. Die konventionelle Lüge, die sonst alle bändigt, lag weit hinter ihm. Aber unter der hart scheinenden Schale der feinfühlende Kern, das zartest fühlende Herz, das sein alter Vater erfuhr am Tage des Triumphs, der ihm selber ausgeblieben, noch mehr in der schweren Leidenszeit seines Alters; die stille Verehrung für seine gute und tapfere Mutter, die brüderliche Treue für seine Schwestern, das echt kameradschaftliche geistige Zusammenleben mit seiner Gattin, die in engem Freundeskreise plötzlich wie ein Kristall im Fels hervorblickende kindlich fröhliche Seele, die er sich wie alle Großen eifersüchtig bewahrt hat bis zuletzt.

Da kam die härteste Probe. Als der Arzt durch schmerzvolle Untersuchung die Untätigkeit der einen Niere festgestellt hatte und die Operation unvermeidlich war, da hieß es abbauen, erst äußerlich mit seinen geliebten Chören, dann innerlich, wenn er der großen Pläne gedachte und der Lebensgefahr, in der er ständig schwebte, und die keine größere Leistung mehr verstattete. So sind dann die letzten Werke des auf der Höhe des Schaffens angelangten Meisters ge-

blieben: seine „Laudi“ und dann, wie durch ein Gnadengeschenk, vier Wochen vor seinem Tod Hölderlins „An den Sonnengott“, — die wundervolle Aussicht von dem steilen Gipfel, den er erstiegen hatte, und daran das Edelweiß, das der Todgeweihte pflückte.

Es war kein Sturz, es war ein sanftes Einschlafen am „Sonnenrain“. Es gehen Strahlen genug aus von ihm, uns alle zu beglücken. Hermann Suter lebt unter uns und hat sich den Namen gesellt, die unser inneres Leben bestimmen. Und Basel darf von ihm sagen:

Träuſte mir von Segen dieſer Mann,
Wie ein Stern aus beſſern Welten,
Und ich kann ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Wir schließen mit der Würdigung des Menschen und Musikers Hermann Suter, die Dr. W. Merian unter dem Eindruck der Todeskunde für die „Basler Nachrichten“ schrieb.

Hermann Suters Persönlichkeit zu schildern ist eine schöne Aufgabe. Er bleibt in unserer Erinnerung als ein wahrhaft edler und gebildeter Mensch und Künstler, als eine große und gütige Persönlichkeit. Jetzt, wo die Hemmungen — leider — geschwunden sind, die im Verhältnis zwischen Künstler und Kritiker unerbittlich begründet sind, darf der Kritiker rückhaltlos auch seiner Verehrung für den Menschen Ausdruck geben. Dieser Mensch besaß vor allen Dingen ein ungewöhnliches Zartgefühl und Taktgefühl; es äußerte sich gerade da, wo zwischen Künstler und Kritiker Klippen sich auftürmen, und es ließ ihn ohne jede Schwierigkeit den richtigen Weg finden zu einem persönlichen Verkehr, den der Zurückbleibende zu seinen aller schönsten Stunden rechnet. Ein wahrhaft vornehmer Künstler findet diesen richtigen Weg ja immer, und es ist eine völlige Verkennung dessen, was uns und der Kunst nottut, wenn manche Puritaner in akademischer Strenge verlangen, daß die beiden Lager sich nicht berühren

dürfen. Dadurch bringen sich beide Teile um die wertvollen Früchte eines Verhältnisses, das die Kunst, die Künstler und die Kritiker jederzeit nur fördern kann, wenn es richtig verstanden wird. Daß Suter darüber viel nachgedacht hat, wie er sich in allen Lebensfragen ein festumrissenes, begründetes Urteil bildete, ist für mich völlig sicher, auch wenn er sich darüber nie ausdrücklich ausgesprochen hat. Voraussetzung ist nur ein gewisser Grad von Selbstkritik und innerer Bildung, und daß er gerade dies beides in reichem Maße besessen hat, das wissen alle, die ihm näher getreten sind.

Dem Fernerstehenden ist oft eine gewisse Sprödigkeit seines Wesens, eine gelegentliche Schroffheit seines Urteils aufgefallen, durch die manchmal sogar feste Fäden zerrissen werden konnten. Diese Eigenschaften entsprangen aber nur seinem ausgesprochenen Gefühl für das Wahre und das Echte, seiner Ehrlichkeit und dem inneren Schwung seines Wesens, das zu Temperamentsausbrüchen geneigt war. Er war aber auch wieder der erste, der Kritik an sich walten ließ, in eiserner Selbstzucht seine Natur zügelte und auch wieder gutzumachen wußte, wo er selbst sich eines bessern besonnen hatte. Und nach Art guter und gebildeter Menschen zögerte er nicht, einzulenkten oder seine Ansicht zu korrigieren, wo sein Gewissen es ihn hieß. Dadurch errang er sich auch eine bewundernswerte Sachlichkeit dem Leben und seinen Erscheinungen gegenüber, die den Jüngeren, vorschnell Urteilenden oft tief beschämen mußte. Es war eine Abklärung und der Glanz einer tiefen Güte in allen seinen Äußerungen über Menschen und Dinge, und er wußte sein Urteil jedesmal wie ein beglückendes Geschenk zu spenden. Nur wo er einmal endgültig entschieden hatte, da konnte er energisch und ohne Rücksichten auf sich selbst und andere Stellung nehmen. Über seinem ganzen Wesen aber lag jene Ruhe der menschlichen Reife, die nur durch Stürme und Kämpfe hindurch errungen werden kann, aus der man aber oft noch das Nachzittern dieser Kämpfe herauszuhören glaubte.

Seine Selbstzucht und seine Sachlichkeit, die beim Menschen immer den Sieg davontrugen, zeigten sich aber auch in schöner Weise und der Öffentlichkeit in erster Linie in seinem musikalischen Wirken. Sein künstlerisches Vermächtnis hat er uns hinterlassen in jenem unvergleichlichen Artikel über die Programmauffstellung in den Sinfoniekonzerten, den er auf unsere Bitte zum fünfzigjährigen Jubiläum der Allgemeinen Musikgesellschaft für die „Basler Nachrichten“ geschrieben hat. Da zeigt sich sein Hauptzug in glänzendem Lichte, den er während der nahezu 25 Jahre seines hiesigen Wirkens immer deutlicher hat hervortreten lassen und den wir an dieser Stelle immer wieder bewundernd anerkannt haben, sein Gerechtigkeitsfönn, verbunden mit einem ungewöhnlichen Verantwortungsgeföhl. Daß er subjektiv war, dazu hatte er das Recht wie jeder Mensch, und als Künstler ein doppeltes, aber sein sicheres Empfinden für Gerechtigkeit war ihm die untrügliche Richtschnur für den Weg, den er als verantwortlicher Führer unseres Musiklebens einzuschlagen hatte. Er wußte, daß er die doppelte Aufgabe hatte, die Tradition zu pflegen und dem Fortschritt gerecht zu werden, und er hatte dabei vor allem die musikalische Jugend im Auge. Sie heranzuziehen zu Verständnis und Liebe zur Musik, ihr zu dienen, sie — durch die Tat — zu belehren, war sein vornehmstes Bestreben, und er hat es noch in allerletzter Zeit wiederholt betont, daß er diese Pflicht sehr tief in sich fühle und daß von der Erfüllung dieser Aufgabe unsere musikalische Zukunft abhängt. Durch die Pflege der Tradition schuf er der Jugend das Fundament, ohne das eine gedeihliche Entwicklung undenkbar ist, durch die Berücksichtigung des Neuen, soweit es unsere relativ bescheidenen Verhältnisse überhaupt zuließen, erweiterte er ihr den Horizont. Auch seinen eigenen zu erweitern war er unermülich bestrebt; noch kürzlich äußerte er sich dahin, daß er das Bedürfnis habe, immer mit der Entwicklung seiner Kunst auch außerhalb unserer Schweizergrenzen in persönlicher Föhlung zu bleiben. So verfolgte er auch mit

großem Interesse die Nachrichten aus aller Welt und hielt sich aus seinem hoch aufgefaßten Verantwortungsgefühl heraus fortwährend auf dem Laufenden.

Dieses Verantwortungsgefühl machte ihn gerecht gegen alle Strömungen; nur da, wo er Unrechtes fühlte, lehnte er ab. Dazu gehörten etwa Mendelssohn bis zu einem gewissen Grade, Mahler und die allerjüngsten spekulativ-atonalen Experimentierer à la Schönberg. Doch setzte er auch da seine Neigungen hinter seiner Pflicht völlig zurück: er hat uns Mahler gebracht, Mendelssohn gepflegt, die Modernsten, auch Schönberg, berücksichtigt. Den frühern Schönberg schätzte er; noch in Colombier aber bekreuzigte er sich vor einem Bläserquintett, das er vor dem Zürcher Fest irgendwie kennen gelernt hatte. Dabei tat er das ihm Unsympathische nicht etwa gleichgültiger ab als das, was seinen innersten Neigungen entsprach, alles Große, Glänzende, Temperamentvolle. Mit der Akribie seines Pflichtgefühls durchdrang er auch dieses bis in jede Einzelheit, ja der Hörer konnte oft den Eindruck haben, als ob er hier besonders streng sich kontrolliere und mit besonderer Sorgfalt ausfeile. Einen Punkt fühlt sich der Verfasser dieser Zeilen noch hervorzuheben veranlaßt, der auch in das Bild seiner Künstlerpersönlichkeit gehört: sein historisches Verständnis. Wenn er auch weit davon entfernt war, rein historisch orientiert zu sein, so besaß er doch die nötige Bildung, um die berechtigten Forderungen nach Treue im Aufführungsstil, soweit es ihm tunlich erschien, zu berücksichtigen. Er ging in vielen Punkten vielleicht noch nicht so weit, wie der Historiker oft fordern zu sollen glaubte, er hat uns auch nie mehr erklären können, warum er im letzten Händelzyklus das Cembalo wieder durch das Klavier ersetzt hat, aber — wir wiederholen hier eine auch schon gemachte Bemerkung — wir sind in Basel dank seiner Einsicht vielleicht eine der weitestvorgesrittenen Musikstädte auf dem Wege zu einer stilgetreuen Wiedergabe der Kunstwerke, wie man sie bei einiger Pietät eigentlich als Selbstverständlichkeit ansehen muß. Wir waren uns voll-

kommen klar darüber, daß nicht alles an einem Tag zu erreichen sei, waren ihm dankbar für das, was er in dieser Richtung tat, und hatten Grund zu hoffen, daß er dabei nicht stehen bleiben werde. Des bestmündigsten erwarteten wir, daß gerade dieses sein Erbe nicht vernachlässigt werde. Basels Geisteskultur und historische Tradition und sein feines Gefühl für das Historische, das sicherlich in erster Linie seiner humanistischen Bildung zu verdanken war, haben sich darin aufs schönste ergänzt.

Doch wie gesagt, er hat dabei nie das absolut künstlerische Moment vernachlässigt; die Kunst und die Impulsivität des Kunstschaffens und -nachschaflens standen ihm immer am höchsten. Und allem, was er in die Hand nahm, widmete er sich mit voller Hingabe, mit einer Intensität, die gerade im letzten Winter seiner Tätigkeit, nachdem er seinen Aufgabekreis etwas eingeschränkt hatte, noch zuzunehmen und uns manches Werk in neuer Beleuchtung erstehen zu lassen schien. Die innere Ruhe für eine harmonische Wiedergabe der Klassiker hatte er offenbar durch die Entlastung und die Konzentration auf die eine Aufgabe, die Orchesterdirektion, gefunden; wie sonnig und fein ziseliert geriet ihm die Kokokomusik! Was Basel ihm zu verdanken hat, ist außerordentlich und in seinen Auswirkungen noch gar nicht abzusehen; es macht den Verlust unendlich schwerwiegend. Es ist nur eine äußerliche Aufzählung, wenn wir erwähnen, daß er Reger und Strauß bei uns Heimatrecht erworben, daß er uns das ganze Schaffen Anton Bruckners vermittelt, daß er Berlioz, Wagner und Liszt, endlich auch die Modernen uns näher gebracht, daß er die Klassiker und Romantiker bis hinauf zu Brahms nach Gebühr berücksichtigt hat. Seine gewaltige Arbeit zeigen am deutlichsten die Programme des Vierteljahrhunderts, während dessen die Sinfoniekonzerte unter seiner Leitung gestanden haben und die in der kürzlich erschienenen Festschrift der Allgemeinen Musikgesellschaft bequem zugänglich sind.

Er war ein großer Arbeiter, der alles, was er tat, recht

und gewissenhaft durchführte. Er hat sich darin vielleicht zu viel zugemutet, oder zu spät die nötigen Einschränkungen vollzogen. Es entsprach der Tradition, daß die Direktion von Gesangverein, Liedertafel und Orchester in einer Hand vereinigt waren; sie hat viel Segensreiches gewirkt. Es muß ihm schwer gefallen sein, die Chöre, insbesondere den gemischten, aus der Hand zu geben. Aber wie nötig es war, sehen wir erst heute. Daneben übernahm er noch nach Hubers Tode die Musikschule; er trat 1921 davon wieder zurück, als er sah, daß er sich ihr nicht, wie er wollte, widmen konnte; und dabei war er ein idealer Leiter. Eine Wahl in den Vorstand des Allgemeinen Deutschen Musikvereins lehnte er ebenfalls aus Gewissensgründen ab, während er dem Vorstande des Schweizerischen Tölkünstlervereins seit 1909, zuletzt als dessen Vizpräsident, angehörte und diesem auch gewissenhaft seine Arbeitskraft zur Verfügung stellte; seit Bestehen der „Musikkommission“ stand er ihr als Präsident vor, und er hat auch in Colombier dieses Amt wieder angenommen. Seit Gründung der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik gehörte er überdies dieser als Vizpräsident der Schweizerischen Sektion an. Daß er auch im Kleinen treu war, zeigte seine Tätigkeit in der staatlichen Musikexpertenkommission in Basel; die außerordentliche Inanspruchnahme, die die künstlerische Kontrolle der Dilettantenmusikvereine bedeutete, hat er immer mit großer Geduld über sich ergehen lassen; unermüdlich stellte er sich trotz seinem großen Zeitmangel zur Verfügung. Manchen künstlerischen und menschlichen Zug brachten seine Kollegen diese Abende in unvergeßlicher Weise näher. Seit seiner Entlastung nahm er wieder neuen intensiven Anteil am Basler Musikleben, war ein fleißiger Konzertbesucher, trat in Kommissionen ein, die nun den schwersten Verlust zu beklagen haben: neben der Orchestergesellschaft und der Musikgesellschaft, denen er von Amts wegen angehörte, saß er in der Kommission der neugegründeten Kammermusikgesellschaft und stand eben vor dem Wiederein-

tritt in die Musikschulkommission als deren Mitglied. Während des Bestandes der Kreischmarschen „Internationalen Musikgesellschaft“ leitete er deren schweizerische Landessektion, und er blieb auch der Neuen schweizerischen Musikgesellschaft als Vorstandsmitglied treu.

Wenden wir uns endlich seinem Schaffen zu, so sehen wir, daß er auch auf diesem Gebiete unermüdlich tätig war und zudem fortwährend an sich selbst arbeitete. Wenn wir uns Suters Kompositionen in Erinnerung rufen, so sind es in erster Linie seine „Laudi“, dann die „Schweizerische Sinfonie“, das Violinkonzert, seine Quartette und das Sertett, mit denen er sich als erster lebender Schweizer Komponist von ausgesprochener Eigenart und kräftiger, ehrlicher musikalischer Sprache auch im Ausland einen hochgeachteten Namen gemacht hat. Kamte ihn das Ausland schon von seiner ersten großen Tat in Basel her, wo er 1903 mit der Leitung des Tonkünstlerfestes des Allgemeinen Deutschen Musikvereins auf einen Schlag die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, so feierte er mit seinem großen Chorwerk „Le Laudi di San Francesco d'Assisi“ innerhalb und außerhalb der Schweizergrenzen wahre Triumphe. Dieser Siegeszug seines Werkes, in das er sein Herzblut hatte fließen lassen, war für ihn eine große künstlerische Genugtuung, die seinem unablässigen Streben aufrichtig zu gönnen war. Aus den großen Kunstzentren von Leipzig bis Paris kamen die Meldungen von den großen Eindrücken, die das Werk hinterließ, und auf dem nun endgültig eroberten internationalen Boden beabsichtigte er, jetzt, wo er für sein Schaffen mehr Muße zu haben glaubte, weiterzubauen. Er hat dem Verfasser dieser Zeilen oft gesagt, daß er nicht gern von seinen künstlerischen Plänen rede, bevor sie ausgeführt seien; immerhin glaubte ich herauszuhören, daß er sich nunmehr zunächst einer neuen Sinfonie zugewandt habe. Auch für einen Opernstoff hat er sich einmal interessiert, doch ist er diesem Gedanken offenbar nicht mehr wirklich näher getreten. In die Herzen des Basler hat er sich hineingesungen

mit seinem Festspiel „St. Jakob an der Birs“ und namentlich mit seinem Riehener Festspiel, dessen Weisen noch heute gern zum Erklingen gebracht werden. Sein Name hatte schon 1913 einen guten Klang; die Basler Universität ernannte ihn in Würdigung seiner Verdienste um das Basler und das Schweizer Musikleben zum Ehrendoktor. Eine größere Zahl von Männerchören in Hegarscher Manier („Schmiede im Wald“ usw.), aber auch im Volkston, Frauen- und Knabenchöre, eine sinfonische Dichtung mit Chor („Walpurgisnacht“), sowie — last not least — Lieder haben ihm manche und bleibende Erfolge gebracht.

Suters Kompositionsstil hatte sich in den „Laudi“ zur Meisterschaft entwickelt, eine souveräne Handhabung des Orchester- und des Chorsatzes verbunden mit überlegener Beherrschung des Ausdrucks, der modernes Erleben mit Jugendreminiszenzen und einem archaisierend-mystischen Charakter verbindet, zeigt sich in dem Werk. Die Kraft seiner eigenwilligen Persönlichkeit finden wir aber schon in seinen frühesten Schöpfungen. Wenn sein kürzlich wieder aufgeführtes D-Dur-Quartett mehr das sichtliche Ringen nach Befreiung aus den Wagnerbanden verrät, so wird sein Quartettstil immer reifer, klanglich konziser, kräftiger, in der Idee konsequenter und schärfer. Das Cis-Moll-Quartett ist aus Sturm und Drang geboren, spätere Kammermusikwerke verraten die Abklärung, die vom Menschen auch auf den Komponisten sich überträgt (die „Amselrufe“, Sextett); seine Naturfreude, die in den „Laudi“ hymnisch-erhabenen Ausdruck findet, bricht durch. Suter ist überall ein Eigener. Die Herbheit des Schweizlers, die Kraft einer konsequenten und tiefinnerlichen Persönlichkeit scheint sich uns aber besonders in seinen langsamen Sätzen zu offenbaren; dem Adagio der Sinfonie mit seiner ergreifenden Hochgebirgsstimmung treten andere langsame Sätze zur Seite, wo die Natur mit ihren Geheimnissen zu uns spricht. Seine Heimatliebe zeigt sich auch in manchem kleineren Zug, in der Vertonung der Chanzuns ladinias in der Schaffung

der Vaterlandshymne, in seinen Festspielen, in denen er wieder der richtige Nachfolger seines Lehrers Huber ist. Es gäbe kein Ende, wollte man sein Schaffen und Wirken so würdigen, wie sie es verdienen. Es bleibt nur immer wieder eines, die leidenschaftliche Trauer über den allzu frühen Verlust eines solchen Mannes.

Noch sehen wir ihn an seinem Dirigentenpult beim Jubiläum der Allgemeinen Musikgesellschaft, als Leiter seiner Sinfonie, die ihm sein Orchester mit sichtlicher Hingabe zu Dank zu spielen strebte. Es war ja doch sein Ehrentag. Sein Ehrentag als Führer unseres Musiklebens seit 24 Jahren, als Komponist, als Dirigent. Alles was wir heute sind, verkörpert sich in ihm. Er war geachtet von allen, die ihn kannten, seine Autorität war unbestritten, sein Charakter unantastbar, wie jeder wahrhafte Künstler hatte er etwas von einem Kind und doch wieder eine verstehende menschliche Reife. Er hatte ein Herz für seine Musiker in Freud und Leid. Er liebte Tiere, er hatte ein offenes Auge für alle Schönheiten der Natur — wie gern erzählte er von der dreitägigen Pfingsttour, die er noch so genossen hatte —, er hatte Sinn für Humor, wie wenige, konnte sich freuen über einen guten Witz, mit jedem verkehren, jedem gerecht werden. Wir können es kaum fassen, daß dieses Herz aufgehört hat zu schlagen, daß er nicht mehr unter uns weilt, sein Werk nunmehr in andere Hände übergehen wird; wir begreifen es nicht, daß uns kein Zusammentreffen mit ihm mehr beschieden sein soll. Wir können nur in Liebe und Dankbarkeit an ihn denken, an Beweisen des Gedenkens aus aller Welt wird es nicht fehlen. Sein Geschenk an uns war größer. Er hat uns bleibende Erinnerungen gegeben, uns vor allem ein musikalisches Erbe hinterlassen, um das wir zu beneiden sind. Er hat in letzter Zeit unerhörte körperliche Leiden durchgemacht und mit keiner Wimper gezuckt, er hat auch nie durchblicken lassen, was er litt, sein Gemütsleben verhüllte er fast ängstlich. Er war in allem ein Mann, eine Persönlichkeit, die wir nicht vergessen

werden. Und sein Name wird mit einem Höhepunkt unseres
Musiklebens dauernd verknüpft bleiben.

* * *

Heinrich Altherr hat ihn 1923 gemalt, wie er mit am
Fenster aufgestütztem Arm, in seiner Lieblingshaltung, auf
die Stadt und den fließenden Rhein hinausschaut, gedanken-
voll und die Seele weitgeöffnet neuer Offenbarung. So
soll er uns vor Augen stehn, ein Wächter unserer Kunst
und alles Hohen, was gerecht, was wahr, was rein, was
lieblich, was wohlklingend.